

Prolog

Ein Buch wie dieses haben Sie noch nie gelesen. Ja, ich höre, dass Sie protestieren. Aber dennoch, ganz gleich, wie alt Sie sind, wie viele Bücher Sie schon gelesen und was Sie alles erlebt haben mögen: Diese Geschichte wird für Sie etwas Neues sein. Vielleicht verfolgt Sie sie später sogar noch eine Weile. Was mir nämlich passiert ist ... nun, ich glaube nicht, dass sich so etwas jemals zuvor zugetragen hat.

Haben Sie schon einmal ein düsteres Märchen gelesen, das Sie noch eine ganze Zeit danach gefesselt hat? Eine Geschichte, die ohne jeden Zweifel nur ein Gespinnst der Phantasie war, die aber dennoch ein Körnchen Wahrheit enthielt, das Sie so quälte wie die Erbse unter der Matratze der Prinzessin? Märchen sind nicht in Stein gemeißelt, sie verwandeln sich ständig und wechseln ihre Gestalt. Gleichzeitig liegt ihnen immer eine wahre Begebenheit zugrunde, die sich irgendwann – auf die eine oder andere Art – wirklich zugetragen hat.

Und so ist es auch mit dieser Geschichte. Sie ist mit glänzenden Seidenbändern verziert, glitzert, funkelt und steckt voller feenhafter Magie. Und doch findet man in ihr Blut und Opfer und das Böse, denn sie ist ein echtes Märchen, nicht lediglich eine zuckersüße Imitation. Es geht um

Liebe, Verlust, um Illusionen, Schlösser, Hass, Verführung,
Eispaläste, Abenteuer und Ritter.

Fangen Sie nicht mit dem Buch an, außer Sie haben auch
wirklich vor, es bis zum Ende durchzulesen.



Sterbende Schwäne

Als Liam gestorben war, begannen die Merkwürdigkeiten ... seltsame Dinge, die ich nicht erklären konnte und die ich nicht verstand. Dabei war es schon schwer genug, ohne ihn allein weiterzuleben. Was bei der Beerdigung geschah, war nur der Anfang, und dabei dachte ich damals ironischerweise, das wäre das Ende. Ich glaubte, dies wäre der letzte schwere Gang, bevor ich ganz in meiner Trauer und meinem Schmerz versinken durfte.

Als es so weit war, konnte ich nicht glauben, dass es tatsächlich Liam war, der da in dem Sarg lag. Allein die Vorstellung, dass er in diesen Holzkasten eingesperrt war, erschien mir lächerlich, und ich fürchtete zunächst, dass ich in schrilles hysterisches Gelächter ausbrechen würde. Ich fühlte, wie der Lachreiz in mir aufstieg, konnte ihn aber gerade noch rechtzeitig unterdrücken. Gleich darauf war der Drang verschwunden, und eine Welle der Trauer überspülte mich. Es war alles so ungerecht. Ich sollte nicht hier sein und das alles erleben müssen. Ich sollte nicht von nun an unendliche Jahre damit zubringen müssen, über seinen Tod hinwegzukommen.

Zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich mir, alt zu sein. Tatsächlich *sehnte* ich mich danach. Ich hätte alles darum gegeben, so viel Abstand wie möglich zwischen mich und diesen unerträglichen Schmerz zu legen. Noch nie war jemand gestorben, den ich liebte. Ich kannte nur zwei meiner Großeltern, und die lebten alle beide noch, deshalb waren Beerdigungen für mich bisher etwas gewesen, was ich nur aus dem Fernsehen kannte.

Vor der Kirche standen Liams Eltern. Erst dachte ich schon, Ben wäre nicht gekommen, und wurde wütend. Vor zehn Monaten, kurz vor unserer Hochzeit, hatten sich Liam und sein älterer Bruder zerstritten und seitdem nicht mehr viel miteinander zu tun gehabt. Sie waren völlig gegensätzlich. Liam war extrovertiert, Ben verschlossen; Liam war überall beliebt, Ben blieb lieber allein und ging ungern unter Menschen; Liam redete oft und viel, Ben hingegen wenig – wenn überhaupt.

Bens Eltern hatten mir vor ein paar Tagen gesagt, dass er in Deutschland sei und dort arbeite. Sie seien nicht sicher, ob er zur Beerdigung zurückkommen würde. Ich konnte das nicht begreifen. Die beiden hatten sich in letzter Zeit nicht gerade gut verstanden, das wusste ich ja, aber deshalb nicht zur Beerdigung seines Bruders zu kommen, das machte mich wütend.

Doch dann entdeckte ich ihn. Er stand etwas abseits von seinen Eltern vor der Kirche, und bei seinem Anblick überwältigten mich die Gefühle. Mochte er auch charakterlich das Gegenteil von Liam sein, so sah er ihm doch bemerkenswert ähnlich. Er war nur zwei Jahre älter, ungefähr genauso groß, hatte die gleiche Figur und ebenfalls kastanienbraunes Haar. Ben trug lediglich das Haar kürzer,

und seine Augen waren braun und nicht grün. Ich war ihm vor ungefähr zehn Monaten zum letzten Mal begegnet und hatte vergessen, wie ähnlich die beiden sich sahen. Auf den ersten Blick hätte man denken können, dass es Liam war, der dort stand. Mir schnürte es den Hals zu.

Ben wirkte eher wütend als traurig. Er presste die Zähne aufeinander, als wollte er sie zermalmen, und sein Blick wirkte düster und verbittert. Als er mich sah, kam er zu uns herüber. «Hallo Jasmyn», sagte er ruhig und streckte mir die Hand hin.

Ich schluchzte auf und umarmte ihn heftig. Er sah Liam so ähnlich, dass ich mich an ihn klammern und nie wieder loslassen wollte. Er wich etwas zurück, und ich spürte, wie sein Körper starr wurde. Hätte er versucht, mich von sich zu stoßen, ich hätte ihn wahrscheinlich nur fester gepackt. Als ich Ben umarmte, fühlte es sich so an, als wäre Liam noch immer da. Schließlich klopfte Ben mir etwas ungenau auf den Rücken, und ich ließ die Arme sinken. Peinlicherweise hatte ich ihm sein schwarzes Jackett zerknittert.

Wir gingen in die Kirche und setzten uns auf unsere Plätze in der ersten Bank, die für die engsten Familienangehörigen reserviert war. Ein Albino wie ich sieht furchtbar aus in Schwarz. Die Trauerkleidung ließ meine weißen Haare und die Haut noch blasser wirken, meine hellblauen Augen noch seltsamer. Und das erst mit siebenundzwanzig Jahren.

Der Pastor hatte mich gefragt, ob ich bei der Andacht etwas sagen wolle, aber allein der Gedanke ließ mich vor Angst erstarren. Das hätte ich niemals fertiggebracht. Ich hätte es gern getan, aber dazu war ich nicht in der Lage. In einem Anfall von Wahn hatte ich angeboten, stattdes-

sen etwas zu spielen. Man hatte uns gebeten, für die Andacht eines von Liams Lieblingsliedern auszuwählen. Das zumindest war ganz einfach: *Bridge over Troubled Water* hatte er immer geliebt. Statt den Song auf CD mitzubringen, würde ich ihn nachher selbst auf der Geige vorspielen. Ich wollte etwas beitragen zur Andacht, selbst wenn ich nichts sagen konnte, außerdem suchte ich nach einem Grund dafür, meine Geige mitzubringen, was in den Ohren von Nichtmusikern sicherlich seltsam klingt. Aber ich nahm an, dass ich mit dem vertrauten Instrument auf den Knien alles besser überstehen würde.

Bis zum ersten Kirchenlied hatte ich mich noch unter Kontrolle, aber danach war nichts mehr zu machen. Musik verstärkt meine Emotionen. Sie macht mich glücklicher, wenn ich glücklich bin, aber wenn ich traurig bin, ist Musik mein Untergang. Während der gesamten Andacht versuchte ich, mich so weit zu beruhigen, dass meine Hände aufhörten zu zittern und ich nicht mehr weinen musste. In diesem Zustand konnte ich unmöglich spielen. Aber wenn ich es nicht tat, würde ich mir dieses Versagen niemals verzeihen können.

Die wunderbare elektrische Geige lag auf meinem Schoß. Ich betrachtete sie und musste daran denken, wie ich sie bekommen hatte. Ich hatte mir eine solche Geige schon lange gewünscht, aber sie war einfach zu teuer gewesen. Und dann, eines Oktobers, hatte Liam sie mir gekauft. Sie hatte ein Weihnachtsgeschenk werden sollen, aber er war selbst so aufgereggt, dass er es bis dahin nicht aushalten konnte. An einem Samstagnachmittag, kurz nachdem er sie gekauft hatte, bestand er darauf, dass ich ihm unbedingt *Bridge over Troubled Water* vorspielen sollte.

«Das Buch ist so spannend», sagte ich und schaute gar nicht von dem Roman auf, den ich gerade auf der Couch las. «Ich spiele es später für dich.»

«Bitte jetzt, Jaz.» Liam ließ nicht locker und nahm mir das Buch weg.

«Hey!», protestierte ich und versuchte, es mir zurück-zuholen. Aber Liam hielt es über seinen Kopf, und er war so groß, dass ich es nicht erreichen konnte.

«Ich bin dein Verlobter», sagte er mit einem Grinsen, «Und ich befehle dir, es mir *jetzt* vorzuspielen.»

Ich seufzte zwar und verdrehte die Augen, aber ich stand auf. Tatsächlich freute ich mich, dass ihm meine Musik gefiel. Ich war glücklich, weil er stolz war auf mein einziges Talent und sogar so viel Interesse dafür aufbrachte, dass er sich bestimmte Musikstücke wünschte.

«Na gut», brummelte ich und ging zu meinem Geigenkasten, der vor der Wand stand. «Aber ich spiele es nur ein Mal, und dann lese ich weiter. Ich bin gerade an einer wirklich tollen Stelle.»

Doch das Buch war schnell vergessen. Ich kniete mich auf den Teppich und klappte den Deckel des Geigenkastens hoch, drehte mich dabei nach hinten und griff nach den Noten auf dem Couchtisch. Als ich wieder in den Kasten sah, sprang ich schreiend zurück. Dort, wo eigentlich meine glänzend goldene Geige im roten Samt liegen sollte, befand sich ein skelettartiges Ding in Silberblau. Es war eine wunderschöne elektrische Geige.

Ich ließ vor Begeisterung eine Art erstickten Jauchzer hören. «Das ... das ist eine Violectra!», rief ich atemlos.

«Es ist doch die richtige, oder?», fragte Liam besorgt. «Die sollte es doch sein?»

Ich starrte ihn ungläubig an. «Machst du Witze? Nicht dein *Ernst!* Ich wollte mir schon eine Yamaha Silent Violin zulegen. Und ... Gott, ich hätte nie zu träumen gewagt, dass ich jemals eine Violectra besitzen würde! Bist du sicher, dass wir uns die leisten können?»

«Ja, ja», sagte er mit einer wegwerfenden Handbewegung und dem jungenhaften Grinsen, das mir so vertraut war. «Das ist eine Investition in die Zukunft. Damit du mich nicht ganz vergisst, wenn du erst eine weltberühmte Geigenvirtuosin bist ...»

«Jasmyn», flüsterte mir meine Mutter ins Ohr. «Du bist dran.»

Ihre Stimme brachte mich abrupt zurück in die Gegenwart. Ich ballte die Fäuste und öffnete sie wieder, aber meine Hände zitterten noch immer.

«Du musst nicht spielen», sagte sie. Sie hatte mein Zittern bemerkt. «Es ist nicht schlimm. Ich habe dem Pastor vorhin eine CD mit dem Lied gegeben, die kann er nehmen, wenn du möchtest.»

Ich schüttelte den Kopf, meine Kehle war wie zugeschnürt, weil ich angestrengt versuchte, nicht zu weinen, sprechen konnte ich nicht. Ich musste das Lied spielen. Das war ich Liam schuldig. Ich stand auf und ging nach vorn, obwohl meine Knie sich anfühlten, als würden sie jeden Moment nachgeben. Natürlich tat ich das alles streng genommen nicht für Liam. Liam war tot – was ich tat oder nicht, spielte für ihn keine Rolle mehr. Ich wollte es um meinetwillen, versuchte verzweifelt, mich irgendwie ein wenig zu trösten. Ich stöpselte die Geige in den Verstärker, klemmte sie mir unters Kinn und hoffte, diese vertraute

Haltung würde mich ein wenig beruhigen. Doch kaum hatte ich meine Finger auf die Saiten gelegt und meinen Kopf zur Seite geneigt, hörte ich deutlich Liams Stimme, die Worte, die er damals, vor zwei Jahren, zu mir gesagt hatte, als er mir die Geige schenkte und ich sie zum ersten Mal in ihrem Kasten gesehen und mich sofort in sie verliebt hatte:

«*Spielst du das Ding jetzt, oder willst du es nur anstarren?*»

Seine Stimme schien in der Kirche widerzuhallen. Ich schaute bewusst nicht zum Sarg und zu dem Mann darin, der mir so nah und gleichzeitig so fern war. *Er* lag darin. Liam war in diesem Kasten, und ich befürchtete, dass ich, wenn ich darüber nachdachte, meine Geige wegwerfen, zum Sarg laufen, den Deckel öffnen und mich an seine Leiche klammern würde, damit man ihn nicht fortbrachte, und dass ich nicht loslassen würde, bis man meine Finger gewaltsam von seinem Körper lösen und mich aus der Kirche schaffen würde wie eine Übergeschnappte.

Ich holte tief Luft und hob den Bogen, aber obwohl ich schon unzählige Male auf der Geige gespielt hatte, zitterte mein Arm so sehr, dass es mir nicht gelang, ihn mit dem richtigen Druck auf die Saiten zu setzen, und so geriet der Ton zu leise. Ich versuchte es erneut, diesmal zu stark, und der Bogen kratzte mit einem grässlichen Geräusch über die Saiten, ein krasser Gegensatz zu der wunderbaren Musik, die die Geige sonst für mich spielte. Es schien fast, als weigerte sich die Violectra, Beerdigungsmusik erklingen zu lassen, weil das einfach zu schrecklich und grausam war. Ich atmete noch einmal tief ein und versuchte, mich zusammenzureißen, obwohl mir schwindelig war.

Ich sah, dass meine Mutter sich schon halb erhoben hatte, um mich zu meinem Platz auf der Kirchenbank zurückzubringen. Diese Vorstellung erschreckte mich dermaßen, dass ich den Bogen erneut hob, und diesmal klang der erste Ton hell und klar. Ich hatte das Lied so oft für Liam gespielt und jetzt – beim letzten Mal sollte es besonders gut werden. Nur gegen die Tränen, die mir über die Wangen liefen, konnte ich nichts machen. Ich fühlte, wie sie sich an meinem Kinn sammelten. Ohne die Schulterstütze wäre mir die Geige weggerutscht.

Als ich in der Mitte des Stücks angelangt war, bemerkte ich, dass Ben aufstand und die Kirche verließ. Ich wusste, wie er sich fühlte. Ich wäre auch gern geflohen. Das Lied zu spielen brach mir das Herz. Doch ich machte weiter. Als ich endlich fertig war – halbblind vor Tränen –, durfte ich zurück auf meinen Platz bei meiner Familie.

Am Ende des Gottesdienstes war das Taschentuch in meinen Händen vollkommen zerknüllt und durchnässt. Noch immer ganz aufgelöst, suchte ich in nach einem frischen. Ich hatte eine ganze Handvoll eingesteckt, konnte jetzt aber kein einziges finden. Dann sah ich, dass meine Mutter mir ein Taschentuch hinhielt, das ich dankbar nahm.

Der Sarg wurde hinausgetragen. Wir folgten ihm, und mir fiel auf, dass die Träger allesamt Angestellte des Beerdigungsinstituts waren. Das passte mir nicht. Das passte mir ganz und gar nicht. Für sie war Liam ein Unbekannter, und sein Tod war ihnen egal. Ich hätte seinen Vater, Ben und seine Freunde darum bitten sollen, den Sarg zu tragen, ich hätte nicht zulassen dürfen, dass ihn diese Fremden wegtrugen. Der Bestatter musste mich wegen der Sargträger

gefragt haben, als wir den Ablauf der Beerdigung besprachen, aber ich konnte mich nicht daran erinnern. Genau genommen erinnerte ich mich ohnehin an fast nichts aus der Zeit unmittelbar nach Liams Tod. Irgendwann war mir alles egal gewesen, und ich hatte allem zugestimmt, was der Bestatter oder meine Familie vorschlug. Mir erschien der Ablauf der Beerdigung so bedeutungslos. Aus welchem Holz der Sarg sein sollte, die Lieder beim Trauergottesdienst, die Sargträger, welches Essen es danach gab ... Das war mir alles völlig egal gewesen.

Aber jetzt war es mir plötzlich wichtig, fast schon lächerlich wichtig. In Gedanken leistete ich Liam Abbitte, weil ich seine Beerdigung so vermässelt hatte, und presste die Lippen aufeinander, damit ich nicht laut in mein Taschentuch schluchzte. Vor der Beerdigung war ich fest entschlossen gewesen, auf keinen Fall zu weinen, und jetzt konnte ich einfach nicht damit aufhören. Ich hasste es, dass alle meine Tränen sahen, denn die sparte man sich besser für die privateren Momente auf.

Die arme Witwe ... Noch so jung ... Na ja, das war ihr Mann natürlich auch ... Soll ein Aneurysma gewesen sein. Tragisch, einfach tragisch ...

Was für eine großartige Tragödie. Man konnte sie beim Kaffeetrinken wunderbar in allen Einzelheiten auswalzen, um sie gleich danach wieder zu vergessen, als ob das alles nicht entsetzlich wäre und das Leben wieder so werden würde wie zuvor ...

Als wir aus der Kirche kamen, stellte ich erstaunt fest, dass der Himmel sich verdunkelt hatte. Die schwarzen Wolken eines Sommergewitters hatten sich über unseren Köpfen zusammengezogen, und es regnete. Ein Blitz

zuckte, kurz darauf folgte dumpfes Donnergrollen. Hinter mir öffneten einige Leute ihre Schirme. Ich hatte keinen dabei, und als meine Mutter mir einen reichte, schob ich ihn weg. Ich wollte nass werden. Vollkommen durchnässt und kalt. Schlechter würde es mir dadurch auch nicht mehr gehen, und zumindest passte es zu meiner Stimmung. Ben hatte beim Eingang gewartet und schloss sich uns nun an, als wir über den Rasen zum Friedhof gingen.

Der Pastor begann zu sprechen, aber ich war nicht in der Lage, mich auf seine Worte zu konzentrieren. Stattdessen lauschte ich auf den Regen, der auf den Sarg trommelte, und betrachtete die kleinen Pfützen, die die Tropfen auf der glatten polierten Oberfläche hinterließen. Das war es dann also. Liam wurde gerade wirklich beerdigt. Es war kein Albtraum. Und während ich dort stand, fragte ich mich verzweifelt, wie ich mich jemals von diesem grausamen Schmerz erholen sollte. Nichts würde je wieder gut werden, nichts.

Der Sarg war gerade ins Grab heruntergelassen worden, als etwas Großes und Schwarzes vom Himmel fiel und mit einem nassen dumpfen Knall auf den Deckel prallte. Der Pastor verstummte mitten im Satz, und alles starrte ins Grab, erschrocken, stirnrunzelnd, flüsternd.

«O Gott», hörte ich meine Mutter neben mir rufen.

Dort, mitten auf dem Sarg, lag ein toter Schwan, jede Feder rabenschwarz, der Schnabel rot und die Augen rosa. Ich neigte den Kopf zurück und schaute durch den Regen, der mir in die Augen tropfte, hinauf in die dunklen Wolken. Ich erkannte verschwommen noch etwas Dunkles, das rasend schnell näher kam, und dann folgte ein weiterer Aufprall ganz in meiner Nähe. Ein zweiter schwar-

zer Schwan fiel ins nasse Gras, sein langer Hals grausam verdreht. Diesmal schrien mehrere Trauergäste auf und wichen vor dem Vogel zurück. Ich selbst starrte ihn ausdruckslos an. Kalte Regentropfen liefen mir in die Augwinkel und tropften von meinem Gesicht.

Ein dritter toter Schwan schlug rechts von mir auf. Dann war die Beerdigung vorbei, und die Trauergäste gingen durch den Regen zu ihren Autos oder in Richtung Ratskeller, wo der Leichenschmaus stattfinden sollte. Ich grinste irre. Also war das alles doch nicht wahr. Es musste ein Traum sein. Gott sei Dank. Der Donner grollte wieder, diesmal viel lauter – es klang, als würde der Himmel über uns aufreißen.

«Wir sollten uns beeilen», sagte meine Mutter laut, um den Regen zu übertönen.

«Ich kann es nicht abwarten, endlich aufzuwachen», sagte ich leise. Eigentlich hatte ich gar nicht vorgehabt, den Gedanken wirklich auszusprechen, allerdings konnte sie mich bei diesem Regen vermutlich sowieso nicht hören. «Von jetzt an werde ich an ihm kleben wie eine Klette und es nie mehr für selbstverständlich halten, dass es ihn gibt.»

«Komm, Jasmyn», sagte Ben, der plötzlich neben mir stand und mich beim Ellbogen nahm.

Mein weißes Haar war klatschnass und klebte mir am Gesicht. Ich strich es mir aus den Augen und sah gerade noch, wie zwei weitere Schwäne vom Himmel fielen. Ben packte meinen Arm und drehte mich zu sich um. Er hatte ebenfalls keinen Schirm dabei. Sein dunkles Haar lag eng am Kopf, Regentropfen fielen von seiner langen Nase. Ich konnte ihn trotz des Sturms nur verstehen, weil er seinen Kopf so dicht vor meinen hielt.